

21. Sich der Hoffnung verschließen: die Habsucht

Eine andere Haltung, die sich der Hoffnung widersetzt und deren wir uns bewusst sein müssen, ist die Habsucht. Wenn das Murren in uns hochkommt, weil uns etwas fehlt, so ist die Habsucht die Angst, uns könnte etwas fehlen, was wir haben, die Angst, die festhält, was wir besitzen. Mehr noch als die Angst vor dem Mangel ist die Habsucht die Angst vor dem Verlust. Manchmal fürchtet der Habsüchtige nicht einmal mehr den Verlust, so sicher ist er, dass er für immer in Händen hält, was er besitzt. Es ist die Torheit des reichen Mannes, von der Jesus im Evangelium spricht: „Auf den Feldern eines reichen Mannes stand eine gute Ernte. Da überlegte er bei sich selbst: Was soll ich tun? Ich habe keinen Platz, wo ich meine Ernte unterbringen könnte. Schließlich sagte er: So will ich es machen: Ich werde meine Scheunen abreißen und größere bauen; dort werde ich mein ganzes Getreide und meine Vorräte unterbringen. Dann werde ich zu meiner Seele sagen: Seele, nun hast du einen großen Vorrat, der für viele Jahre reicht. Ruh dich aus, iss und trink und freue dich! Da sprach Gott zu ihm: Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann das gehören, was du angehäuft hast? So geht es einem, der nur für sich selbst Schätze sammelt, aber bei Gott nicht reich ist.“ (Lk 12,16-21)

Habsucht ist das Anhäufen von Schätzen für sich selbst. Es ist ein Laster, das immer einsamer, immer isolierter macht innerhalb der Mauern, die zum Schutz dieser falschen Schätze errichtet werden. Der Habsüchtige sondert sich ab, weil für ihn die anderen immer eine Gefahr für seinen Besitz sind. Für ihn ist jeder sozusagen ein potenzieller Dieb, der ihm seine Schätze entreißen will. Für den Geizhals bedeutet das Teilen, das Geben den Verlust seiner Sicherheit, den Verlust dessen, was den Horizont seiner Wünsche ausfüllt. Deshalb ist für ihn der Arme die Gefahr Nummer eins, denn die Not des Armen, sein Bedürfnis nach lebensnotwendigen Gütern bedroht immer seine überflüssigen Güter, die er nicht wirklich zum Leben braucht.

Wir müssen uns ehrlich eingestehen, dass jeder von uns seine eigenen mehr oder weniger ausgedehnten Bereiche der Habsucht hat, seine eigenen Scheunen, die unnötig voll sind und unnötig verteidigt werden; jeder von uns hat seine eigenen Schätze, die er oder sie nicht zu teilen bereit ist. Selbst die Armen können gegen ihresgleichen geizig sein. Diese Schätze können materielle Güter sein, aber oft auch geistige und sogar spirituelle Güter.

Wie die Apostel und die Wüsten- und Kirchenväter, so warnt auch der heilige Benedikt sehr entschieden und unnachgiebig vor dieser Unsitte. Sein Kapitel über das Laster, etwas Eigenes zu haben, d.h. nur für sich selbst, ist messerscharf formuliert:

„Vor allem dieses Laster muss unbedingt mit der Wurzel aus dem Kloster ausgerottet werden. Keiner maße sich an, ohne Erlaubnis des Abtes etwas zu geben oder anzunehmen. Keiner habe etwas als Eigentum, überhaupt nichts, kein Buch, keine Schreibtafel, kein Blatt Papier, nicht einmal einen Griffel – gar nichts, da es ja den Brüdern nicht einmal erlaubt ist, nach eigener Entscheidung über ihren Leib und ihren Willen zu verfügen. Alles Notwendige dürfen sie dagegen vom Vater des Klosters erhoffen, doch ist es nicht gestattet, etwas bei sich zu haben, was der Abt nicht gegeben oder erlaubt hat.“ (RB 33,1-5)

Gerade in diesem Kapitel der Regel spricht der heilige Benedikt von der Hoffnung: „Alles Notwendige dürfen sie jedoch vom Vater des Klosters erhoffen“ (RB 33,5). Durch

die Verwendung dieser Begriffe „hoffen“ und „Vater“ erzieht die Regel dazu, auch den Umgang mit den materiellen Gütern aus theologischer Sicht zu leben, d.h. sich auf Gott zu beziehen, dessen Vaterschaft der Abt vertritt, indem er uns an Gott erinnert, der alles für uns bereitstellt, so wie er die Vögel des Himmels ernährt und die Lilien auf dem Feld kleidet (vgl. Lk 12,22-30).

Es ist schön, wie der heilige Benedikt uns in diesem Kapitel hilft, unsere Beziehung zu unseren notwendigen Bedürfnissen zu leben, indem er unsere Gelübde des Gehorsams, der Armut, der klösterlichen Umkehr und der Stabilität in der Gemeinschaft im konkreten Leben zum Ausdruck bringt: „Alles Notwendige dürfen sie jedoch vom Vater des Klosters erhoffen, doch ist es nicht gestattet, etwas bei sich zu haben, was der Abt nicht gegeben oder erlaubt hat. Alles sei allen gemeinsam, wie die Schrift sagt, damit keiner etwas als sein Eigentum bezeichnen oder beanspruchen kann.“ (vgl. Apg 4,32). (RB 33:5-6)

Gelübde sind nicht nur eine spirituelle Verpflichtung auf die Gefahr hin, abstrakt zu werden. Sie müssen sich in unserem realen Leben verkörpern, und das bedeutet, dass unsere Zugehörigkeit zu Christus unsere Beziehung zu allem prägen muss, auch zu unseren Bedürfnissen nach notwendigen Dingen wie Nahrung und Kleidung. Durch die Gelübde ist es die Hoffnung, die alles von Gott erwartet, der sich in unserem Leben, in unserem Fleisch verkörpert und für uns und die anderen zu einer greifbaren Realität wird.

So wie der Habgierige einer ist, der sich in sich selbst einschließt und die Gemeinschaft mit den anderen verliert, so ist der Arme, der alles vom Vater erhofft, einer, der sich nicht scheut zu teilen, was er hat und was er ist. Sogar seinen Körper empfängt er von Gott, und deshalb betrachtet er ihn nicht als sein Eigentum, sondern als ein Gut, als ein Geschenk, das seinen Sinn erfüllt im Geben, im Dienen, in der Selbsthingabe, und das kann zum Beispiel heißen, Mühsal aufopfern oder Krankheit und für einige sogar das Martyrium.

Die Habsucht ist wie ein Käfig, der die Hoffnung am Fliegen hindert. In der Nachfolge Jesu lädt der heilige Benedikt uns ein, uns von dieser Neigung zu befreien, indem er uns dazu erzieht, Gott, den Vater, um unser tägliches Brot zu bitten und alles von ihm zu empfangen durch diejenigen, die ihn für uns vertreten.

Und jeder von uns ist ein Vertreter des Vaters für die Armen, die an seine Tür klopfen. Es geht nicht nur um Geld oder materielle Güter, sondern um alles, was mir gegeben wird und was mein Nächster braucht. Zum Beispiel meine Zeit, mein Zuhören, meine Aufmerksamkeit, ein Lächeln, eine Gefälligkeit. Manchmal werden wir gebeten, unsere Geduld zu schenken, so wie der Vater mit uns geduldig ist, oder unsere Vergebung. Aber auch in all diesen Fällen sind wir nie die Quelle dessen, was von uns erwartet wird. Aber uns wird die Hoffnung geschenkt, das Wissen um die Güte des Vaters in Christus, und somit sind wir aufgerufen, die Hoffnung auch für andere zu leben, alles vom Vater zu erhoffen, auch für andere, die ihn nicht kennen.

Im Hebräerbrief heißt es: „Euer Lebenswandel sei frei von Habgier; seid zufrieden mit dem, was ihr habt; denn Gott selbst hat gesagt: Ich werde dich keineswegs aufgeben und niemals verlasse ich dich. So dürfen wir zuversichtlich sagen: Der Herr ist mein Helfer, ich werde mich nicht fürchten. Was kann ein Mensch mir antun?“ (Hebr 13,5-6; vgl. Dtn 31,6; Ps 117,6)